

Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Organ für amtliche Rundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Wehrschutzbundes, des Luthervereins.

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und von Konsistorialrat D. R. Eckardt in Kriebitzsch (S.-M.). Verlag: Arwed Strauch in Leipzig.
Schriftleiter: Pfarrer G. Mix in Guben (M.-Kauf.) [für das Deutsche Reich], Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter in Neunkirchen (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer G. Mix in Guben (M.-Kauf.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter in Neunkirchen (Niederösterreich), für die Verwaltung (Bezug und Versand); sowie für Anzeigen und Beilagen an Arwed Strauch, Verlag in Leipzig, Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 1.62 M., den Buchhandel 1.50 M., in Oesterreich bei der Post 2 K 5 h., bei den Niederlagen 1 K 50 h. Unter Kreuzband vom Verleger fürs Deutsche Reich 1.90 M., für Oesterreich 2 K., fürs Ausland 2.15 M. vierteljährlich. — Einzelne Nummern 30 Pf. = 40 h. — Anzeigenpreis 40 Pf. für die 4-gepaßte Petirzeile. Stellenangebote und Angebote 20 Pf. Bei Wiederholungen Nachlaß laut Plan. Erteilte Aufträge können weder angehalten noch zurückgezogen werden. Für das Erscheinen der Anzeigen an bestimmten Tagen und bestimmten Plätzen wird keine Gewähr geleistet. Zurückweisung von Anzeigen, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor.

Postzeitungspreislifte fürs Deutsche Reich Seite 422, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim k. k. Postsparkassen-Amt in Wien.

Nr. 35.

Leipzig, 25. August 1916.

15. Jahrgang.

1914, 1915, 1916

Als „Vierzehn“ ein Sturmloch ohne Gleichen
Die Werke und Feste der Feinde brach,
Da hofften wir schnell das Ziel zu erreichen
Und grüßten schon den letzten Kampftag. —
Es sollte nicht sein! Uns frommte nicht rascher Sieg,
Zu Ende ging das Jahr, wild wütete der Krieg. —

Wir sahen „Fünfzehn“ die Fluren vor Dürre sich
[lichten]
Und haben seufzend die Herzen zu Gott gewandt,
Da hat uns der prüfende Herrgott mit nichts
Die rettende, siegende Hilfe gesandt. —
Noch war's nicht Zeit, wir sollten beweisen,
Ob wir noch das Volk von Stahl und Eisen. —

Nun stieg aus blutigem Zeitenschöße
Das Kriegsjahr „Sechzehn“ auf den Plan,
Welch' reichen Segen hat doch der große,
Allgütige Gott vor uns aufgetan:
Das deutsche Feld hat zwiefach getragen,
Nun wollen wir nie und nimmer ver-
[zagen]:
Gott steht uns bei!
Paul Matzdorf

Feinde und Gegner

Nun sehen wir ein, welchen Fehler wir gemacht haben. Wir haben manche Gruppen von deutschen Volksgenossen befehdet und manchmal auch gehaßt, als wenn sie Feinde des Deutschen Reiches wären, weil sie sich das Heil des Volkes und die Wege dazu anders gedacht haben als wir. Sie waren unsere Gegner und wir hielten sie für Feinde. Jetzt erst wissen wir, was ein Feind des Reiches ist. Wir sehen es an unsern Feinden, die gegenwärtig die höchste und wie wir hoffen die letzte Kraft anstrengen, um uns von allen Seiten her über den Haufen zu werfen. Es ist uns, wie es einem Lager von Reisenden in den Tropen sein mag: um es umher heulen die Löwen und Schakale, und sie haben keine andre menschliche Hilfe als ihr ruhiges Auge und ihre Büchse. Immer wieder schüttelt uns das Entsetzen vor diesem höllischen Haß, den ihr Neid gezeugt und ihre Einbildung

groß gezogen hat. Das sind Feinde! Und wie haben wir uns vorher mit jenen andern gestritten und auch gehaßt! Es ist, als müßte jeder Mensch etwas zum Lieben, aber auch etwas zum Hassen haben; und wir hatten so oft Genossen unsres Volkes zum Gegenstand unseres Hasses. Wir haben es ihnen nicht geglaubt, daß sie auch wie wir selbst das Reich und das Volk fördern wollten; wir haben ihnen untergeschoben, daß sie andre eigensüchtige Absichten hätten. Wir haben sie herzlich schlecht gemacht, weil sich unsre Leidenschaft an Worten berauschte und immer mehr übersteigerte. Wir haben sie bloß von der schlechten Seite angesehen und über die angeblich gute gelacht. Wir selber aber waren natürlich, wie wir sein sollten, aber trotzdem verkannt und angefeindet.

Diese unsre Schuld haben wir eingesehen, als der Krieg jene andern in nicht geringerer Begeisterung entflammen und in gleicher Opferwilligkeit dem Reiche dienen ließ wie wir selbst. Wir wollen heute kein Aber aufzählen, um uns dahinter zu verstecken. Wir haben uns, Gott sei gedankt, gründlich getäuscht. Bei keiner Kirche und bei keiner Partei war die Liebe zum Vaterland im Ganzen größer als bei der andern. Wir haben gemerkt, wie viel denen das Reich bedeutet, die wir als unwillige Beisassen und Fremdlinge hatten ansehen wollen. Wir freuen uns von Herzen, daß wir Unrecht hatten; denn das Reich ist uns mehr als unsre Rechtshaberei. Wir wollen den andern auch nicht zumuten, daß sie zuerst bekennen, was sie früher gefehlt haben, zumal auch gegen uns selber. Wir wollen damit beginnen und wir wollen auch den Anfang mit der Besserung machen. Da sei unser edelster Wettbewerb, den andern zuvorzukommen im Eingeständnis unsrer Irrtümer und zugleich mit dem Versprechen gründlicher Aenderung. Wir wollen deutsche Volksgenossen und auch deutsche Volksgruppen nicht mehr als Feinde, sondern nur als Gegner ansehen, wenn wir anderer Meinung sind als sie. Wenn sie nur irgend das Beste von Reich und Volk zu wollen vorgeben, werden wir es ihnen glauben; wir werden zu unterscheiden wissen zwischen dem Ziel und den Wegen. Wir werden natürlich, wenn der eiserne Reif um uns her weggefallen ist, wieder die alten Gegensätze erleben. Das geht nun einmal nicht anders; denn die Natur der Menschen und was sie an Erziehung und Einflüssen erlebt haben, ist viel zu verschieden, als daß sie übereinstimmen

könnten. Sicher hat der Herr der Geschichte auch diese Unterschiede und Gegensätze in die Menschen hineingelegt, um durch den Streit, den Vater der Dinge, Bewegung und Fortschritt in die Welt zu bringen. Aber er hat nicht den Haß hineingelegt. Das haben wir getan. Wir wollen suchen, zu kämpfen, ohne zu hassen. Leider hat sich das Wort Kampf mit dem Wort Haß so eng vereinigt, daß wir beide gar nicht ohne einander denken könnten. Aber es muß doch gehen. Wir wollen immer daran denken, wie in diesen Kriegsjahren die andern weithin, jedenfalls im Ganzen nicht weniger als wir selber, des Reiches Wohl gewollt und gefördert haben. Wir wollen es nicht vergessen und den Jüngeren immer sagen, so gern wir vielleicht einmal wieder das Gegenteil davon sagen möchten. Anstatt zu glauben, daß jemand ein Feind des Reiches ist, bis er das Gegenteil bewiesen hat, wollen wir ihm einen großen Vorstoß von Vertrauen geben, wie wir auch auf einen solchen Anspruch erheben. Leider wird ja die blinde Masse auf allen Seiten nicht ohne scharfe Redensarten und Angriffe leben können, weil sie an diese Gewürze gewöhnt ist. Aber es sollen dann doch überall ein paar verständige übrig bleiben, die noch in Jahrzehnten auseinander setzen können, was ein Feind und was ein Gegner ist. Wem nur einmal das Wesen des Feindes jetzt klar geworden ist, der beleidigt keinen Gegner mehr, indem er ihn Feind nennt.

Wir können den Gedanken nicht unterdrücken, ob es nicht einmal eine Zeit geben kann, da auch aus unsern jetzigen Feinden Gegner werden. Die Aussichten dazu sind nicht sehr groß. Sicher wird es keiner von uns erleben. Wenigstens wenn wir ihnen nicht den Gefallen tun, uns von ihnen vernichten zu lassen, oder wenn wir gar ihnen einen tüchtigen Schlag versetzen, werden wir sie immer zu Feinden haben. Und wir wollen keinen solchen Preis zahlen, um jenes Ziel zu erreichen. So müssen wir denn ihre Feindschaft tragen und kräftig abwehren. Das können wir aber nur, wenn wir in unserm eignen Land keine Feinde, sondern nur Freunde und höchstens Gegner um uns haben. Niebergall.

Die „mittlere Linie“

Schlagwörter können eine gute Wirkung haben, indem sie wie ein Blitzlicht die ganze Situation beleuchten oder indem sie, wie militärische Feldzeichen, die zerstreuten Menschen sammeln und zu einer geschlossenen Macht zusammenfügen. Aber viel häufiger stiften Schlagwörter großen Schaden, namentlich wenn unfähige Epigonen sich an Aussprüche und Einrichtungen bedeutender Männer der Vergangenheit klammern; wenn sie am Buchstaben haften, ohne etwas von dem Geist der Vorfahren zu besitzen.

So war es in den zwei Jahrzehnten nach dem Tode Friedrichs des Großen. Noch mehr erleben wir es heute, wo einzelne Männer und ganze Parteien, Zeitungen und Zeitschriften sich auf Bismarck berufen, ohne jemals seines Geistes einen Hauch verspürt zu haben. Wie oft ist das Wort wiederholt, wir seien „saturiert“! wie oft hat man von Bismarcks „Mäßigung“ gesprochen! von seiner Ablehnung jedes „Präventivkriegs“! von seinem scharfen Urteil über das „Preussische Wahlrecht“!

Zu den Schlagwörtern, mit denen heute der größte Mißbrauch getrieben wird, gehört „Die mittlere Linie.“

1.

Da höre ich den Einwand: „Besteht denn nicht unsere Aufgabe immer wieder darin, die richtige Mitte zu finden und vor jeder Einseitigkeit auf der Hut zu sein?“ Ganz recht. Das geschichtliche Leben besteht zum großen Teil in polaren Gegensätzen; es ist gefährlich, wenn die Entwicklung zu weit nach rechts oder links geht. Das griechisch-römische Altertum ist am extremen Individualismus zugrunde gegangen; ebenso bedenklich ist der extreme Sozialismus. Seit 250 Jahren ist Frankreich das Land der Extreme; infolgedessen befindet es sich dauernd in einem krankhaften Fieberzustand. Ludwig der 14. überspannte den Absolutismus und Merkantilismus; es folgte die große Revolution mit schrankenloser Willkür. Seitdem pendelt die Entwicklung in großen Schwingungen hin und her. Wie oft hat die Staatsform gewechselt! Auch alles andere ward überspannt: auf Zeiten übertriebener Kirchlichkeit folgte wiederholt eine brutale Verfolgung der Priester; der Schutz der Industrie führte zur Vernachlässigung der Landwirtschaft, oder es war umgekehrt; die Zentralisation ist übertrieben; der Nationalismus wurde aggressiv und entartete zu einem unerträglichen Chauvinismus. — Ähnlich ist es anderswo. In England hat sich der gesunde Individualismus zu einem rücksichtslosen und brutalen Egoismus entwickelt.

Dem gegenüber dürfen wir Deutschen uns mit Stolz rühmen, das „Volk der Mitte“ zu sein, der „mittleren Linie“, indem wir zu vereinigen vermögen, was anderen ewig widersprechend erscheint. Bei uns allein sind Individualismus und Sozialismus, Freiheit und Gebundenheit, Rechte und Pflichten, Einheit und Vielheit, Glauben und Wissenschaft keine Gegensätze; sondern wir verbinden sie. In Friedrich dem Großen schmolzen Absolutismus und Aufklärung zu einer Einheit zusammen. Bismarck war selbstherrlich und trotzig, zugleich ein Mann, der sich in kindlicher Demut unter Gottes Willen beugte. Wir Deutschen preisen die Freiheit am höchsten, die sich gebunden fühlt und für ihre Pflichten begeistert. Während wir früher an unserer Zersplitterung zugrunde zu gehen drohten, haben wir seit 100 Jahren eine immer schönere Harmonie zwischen Einheit und Vielheit gefunden. — Und so ist es noch in vielen anderen Dingen: Wir suchen einen gesunden Ausgleich zwischen Landwirtschaft und Industrie, zwischen Groß- und Kleinbetrieb, zwischen Toleranz und Selbstbehauptung. Unsere Machtpolitik schließt die Kulturpolitik nicht aus; wir wollen Denker und Krieger sein, Weimar und Potsdam lieben, ein Volk Goethes und Bismarcks bleiben.

Dieses Ideal erfordert einen ewigen Kampf gegen 2 Fronten. Wir müssen in gleicher Weise gegen ein Uebermaß von Rechten und Freiheiten kämpfen, wie gegen ein Uebermaß von Gebundenheit und Pflichten.

So hat das Wort von der „mittleren Linie“ seine große Berechtigung.

2.

Aber wir erleben es heute, daß das Wort von der „mittleren Linie“ mißbraucht wird und als Faulbett dient oder als Maske für den Mangel an Entschlußkraft. Man will nirgends anstoßen, es allen recht machen, läßt sich von allen Seiten schieben und sieht sein Heil in der „mittleren Linie“.

Wohl werden wir Deutschen immer wieder vor die Aufgabe gestellt, zwei Dinge zu vereinigen, die sich widersprechend erscheinen: wie Pflichten und Rechte, Freiheit und Gebundenheit, Einheit und Vielheit. Aber es gibt Fälle, wo wir trennen, wo wir mit Entschlossenheit uns entweder für das eine oder für das andere entscheiden müssen; wo die beiden Dinge sich unbedingt ausschließen. Wenn man da die „mittlere Linie“ suchen wollte, so würde man Unheil stiften.

Da stehen zwei Stühle. „Bitte, setzen Sie sich.“ Wenn ich da die mittlere Linie wähle, so komme ich zu Fall. — Ein Kind fällt ins Wasser. Es wird entweder gerettet oder ertrinkt. — Das sind Fälle, die jeder Mann einleuchtet. —

Genau so steht es aber in vielen schwierigen Lagen des privaten und öffentlichen Lebens. Da ist nur die Wahl zwischen einem scharf geschiedenen „Entweder“ — „Oder“; eine „mittlere Linie“ gibt es nicht. Wehe, wenn es dann dem Staatsmann oder dem Feldherrn an Entschlußkraft fehlt! wenn er den entscheidenden Schritt nicht tut, sondern Dinge vermitteln will, zwischen denen es keinen Ausgleich gibt! Z. B. wenn ein Volk von einem rücksichtslosen Feind angegriffen wird, dann muß ebenso rücksichtslos von allen Macht- und Streitmitteln Gebrauch gemacht werden, und der Staatsmann versündigt sich schwer, der dem Feldherrn hemmend in den Arm fällt.

Im geschichtlichen Leben der Völker erscheinen die Zeiten am gewaltigsten und herrlichsten, wo eine große Persönlichkeit sich mit klarer Entschlossenheit für einen von zwei Wegen entscheidet. Jesus Christus sucht keine „mittlere Linie“; durch die ganze Bergpredigt klingt ein scharfes „Entweder — Oder“; sein ganzes Leben ist ein Kampf für seine Gottesanschauung. — Am Ausgang des Mittelalters haben Hunderte von wackeren, bedeutenden Männern in Opposition gegen Rom gestanden; immer neue traten auf, mehrere Jahrhunderte hindurch; man kann sie schon „Protestanten“ nennen. Aber sie haben alle nichts erreicht, weil sie immer eine „mittlere Linie“, einen Ausgleich suchten. Erst Luther tat den entscheidenden Schritt; er machte sich völlig von Rom los und bahnte dadurch eine neue Entwicklung an. — Welche Entschlußkraft war nötig, als Friedrich der Große 1756 in Sachsen einfiel! — Wie große Verluste hat unser Volkstum ringsum in den Grenzgebieten erlitten, weil wir Deutschen nie lernen wollten, daß es im Nationalitätenkampfe nur die Wahl gibt, Hammer oder Ambos zu sein! Dadurch, daß wir die „mittlere Linie“ suchten, haben wir uns unendlich geschadet. — Als Bismarck 1862 das Ministerium übernahm, da hat er wohl versucht, das Abgeordnetenhaus für seine Ansichten zu gewinnen; aber er ist nicht um Haarsbreite von seiner Ueberzeugung abgegangen; er hat den Kampf gegen die Demokratie mit aller Entschiedenheit aufgenommen und durchgeführt.

Zwischen Wahrheit und Lüge,
Gott und Teufel,
Gottesknechten und Teufelsknechten,
Helden- und Händlergeist,
deutsch und undeutsch

gibt es keinen Ausgleich. Wie Herkules am Scheidewege müssen wir uns entweder für das eine oder für das andere entscheiden.

Leider wird ja immer wieder der Versuch gemacht, Dinge mit einander zu verbinden, die sich nicht verbin-

den lassen. Hier will ich nur kurz die traurigen, teils heuchlerischen, teils schwächlichen Doppelnaturen erwähnen, die so zahlreich sind. Wenn die Amerikaner Sonntags in der Kirche Gott um Frieden bitten und an Werktagen Munition für unsere Feinde herstellen, so erscheint uns diese „mittlere Linie“ zwischen Gott und Mammon verächtlich. Aber ebenso wenig kann es eine „Doppeltkultur“ geben; der Mensch kann nicht zwei Muttersprachen haben, kann nicht zwei Staaten oder zwei Völkern angehören. In Wahrheit entstehen dabei nicht Doppel-, sondern Halbmenschen.

Wenn ein Staatsmann weiter nichts tut, als die verschiedenartigen Wünsche der Menschen anhören, von ihren oft entgegengesetzten Bestrebungen Kenntnis nehmen, um dann, wie ein Rechenmeister, die „mittlere Linie“ zu suchen, so hat er seinen Beruf verfehlt. Er muß einen eigenen Willen haben, muß die Führung, die Zügel fest in den Händen halten, muß ein klares Ziel verfolgen und sehen, wie viel er im gegebenen Augenblick, unter bestimmten Verhältnissen davon erreichen kann. Das gilt für die Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten, wie mit den Parteien des eigenen Landes.

„Deutschland ist Hamlet!“ sagte 1844 Freiligrath. Leider haben wir gerade in der deutschen Geschichte so viele Beispiele von Männern, die vor eine große Aufgabe gestellt und ihr nicht gewachsen sind. Wie Hamlet, warten sie auf weitere Beweise („Material“); und wenn sie diese besitzen, so steigen neue Bedenken auf; sie philosophieren und grübeln, kommen dabei nicht zum Handeln. Und das Ergebnis? Wie bei Hamlet: Da findet nicht nur der Mörder den Tod, sondern durch Hamlets Zaudern gehen Polonius, Ophelia, Laertes, die Königin und Hamlet selbst zugrunde.

3.

Und heute? Man hat den Staat mit einem Schiff, mit einem Wagen, mit einer Maschine verglichen. Nun kann es doch kein Ideal sein, daß das Schiff dauernd irgendwo festliegt, der mit feurigen Rossen bespannte Wagen angebunden ist, die unter Dampf stehende Maschine untätig bleibt.

Wir stehen in dem gewaltigsten Krieg, der jemals geführt ist, wobei es sich für uns um Sein oder Nichtsein handelt. Rettung ist nur möglich, wenn wir den Kampf mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln führen, besonders gegen England, das, wenigstens seit Ende 1915, als der Feind, der Hauptfeind angesehen werden muß. Wenn da zwei entgegengesetzte Stimmen laut werden und die einen „Die Waffen nieder!“ rufen, die anderen rücksichtslosen Gebrauch aller Kriegsmittel verlangen: dann ist die „mittlere Linie“ Wahnsinn.

Der uns aufgezwungene Krieg gibt uns die Möglichkeit, Wünsche, Ziele, Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes zu erfüllen, die auf friedlichem Wege nicht erreichbar waren. Hatten wir solche Wünsche? Kannten wir solche Lebensnotwendigkeiten? Ganz gewiß!

Man kann behaupten, daß vor 250 Jahren, mit dem Großen Kurfürsten, die Entstehung des neuen Deutschen Reiches beginnt. Seitdem ist von den verloren gegangenen deutschen Gebieten, im Osten, Norden und Westen, ein Stück nach dem anderen dem Deutschtum wieder gewonnen.

Vor 100 Jahren ist das deutsche Volk auf dem Wiener Kongreß um den Lohn seiner Mühen betrogen worden. Zwar hat Bismarck 1866 und 1870/71 eine Korrektur vorgenommen. Aber der 1871 erreichte Zustand war ein unfertiger.

Moltke hat 1871 und später davon gesprochen, daß für uns im Westen und im Osten bessere militärische Grenzen wünschenswert seien.

Seit 1871 hat die Entwicklung der Landwirtschaft nicht gleichen Schritt halten können mit der Industrie; das Deutsche Reich wurde für die wachsende Bevölkerung zu eng. Wir bedürfen für die Gesundheit unseres Bauernstandes, auf dem vor allem unsere Zukunft ruht, weiterer Siedlungsgebiete, und die können nur im Osten gewonnen werden.

Wir „müssen heraus aus dem nassen Dreieck.“

Wir wünschen, daß in Zukunft nicht abernials Millionen unserer Volksgenossen in fremdem Volkstum aufgehen.

Wir hoffen, daß die Millionen deutscher Volksgenossen, die im Westen und Osten in Gefahr sind, an das Welschtum oder Slawentum verloren zu gehen, für unser Volkstum gerettet werden.

Unser Ideal ist, daß die Zukunft in irgend einer Form den Zusammenschluß des gesamten Deutschums Mitteleuropas bringt.

Was haben wir nun in den beiden Kriegsjahren erlebt? Offiziös wurde erklärt, daß das deutsche Volk wohl 1870 ein bestimmtes Ziel gehabt habe, aber nicht 1914. Man ließ die Flaumacher gewähren, die nichts wollen, kloppte aber denen energisch auf die Finger, welche ihre nationalen Wünsche und Hoffnungen aussprachen. Von der politischen Leitung sind bisher noch keine positiven Ziele bekannt gegeben.

Aber seit einigen Monaten ist das Drängen nach einer klaren Aussprache über die Zukunft stärker geworden; man fühlt, daß etwas geschehen muß. Und da erscheint nun die „mittlere Linie“ als der Weisheit höchster Schluß! Flugs werden die Ansichten derer, die nichts wollen, und derer, die dem Deutschen Reich eine breitere Grundlage in Europa geben wollen, zu den beiden extremen „radikalen“ Forderungen gestempelt; dazwischen müsse die „mittlere Linie“ gesucht werden. Wie naiv! wie mechanisch! Der „Deutsche Nationalausschuß“ hat sich gebildet, um die Aufgabe zu lösen.

Mit anderen Worten! Jene Männer wollen unsers Volkes Zukunft von einem Recheneurempel abhängen lassen. Sie wollen beobachten, wo die größere Kraftentfaltung, die wirkungsvollere Agitation geübt wird: bei den demokratischen Flaumachern verschiedener Färbung oder bei den „Nationalisten“, den 6 Wirtschaftsverbänden, dem Unabhängigen Ausschuß der Dietrich-Schäfer-Gruppe. Dem größeren Druck soll dann nachgegeben werden. — Was ist das für eine mechanische Art politischer Tätigkeit! Wie kann hier überhaupt von einer „mittleren Linie“ die Rede sein!

Meiner Ansicht nach dürfen heute einzig und allein folgende drei Fragen gestellt werden:*)

1. Was ist für unser Volk unbedingt notwendig und möglich?
2. Was ist darüber hinaus wünschenswert?
3. Was ist schädlich?

Antwort auf 1. 2. von der Zensur gestrichen!

Schädlich ist sowohl Verzicht auf jede Gebiets-erweiterung als auch Streben nach einer Weltherrschaft.

Unermüdlich entwerfen die Demokraten und Flaumacher Herrbilder von dem Alldeutschen Verband, von den 6 Wirtschaftsverbänden, von dem Unabhängigen Ausschuß des Herrn Prof. Schäfer. Die erste Kundgebung des „Deutschen Nationalausschusses“ wendet sich gegen die „Unerfättlichkeit“ der Alldeutschen.

*) Hierbei lege ich die augenblickliche Kriegslage zugrunde, Anfang August 1916.

Es ist tiefbedauerlich, daß auch ein so hochstehender Mann wie Erz. Prof. von Harnack sich von solchen Schlagworten hat beeinflussen lassen. Auf die Frage, woraufhin er denn von einer „Unerfättlichkeit“ der Alldeutschen sprechen könne, mußte er zugeben, daß ihm die einzige Kundgebung unbekannt sei, die der Alldeutsche Verband während des Krieges erlassen hat. Darauf schreibt ihm Erz. Freiherr von Gebfattel: „... Nun erfahre ich durch Ew. Erzellenz Schreiben, daß ein so hervorragender Mitunterzeichner jener Kundgebung, wie Ew. Erzellenz, in dem ich wohl den geistigen Führer des Nationalausschusses erblicken darf, jenen Vorwurf (der „Unerfättlichkeit“) erhoben hat, ohne die einzige verbandsamtliche Kundgebung des Alldeutschen Verbandes in der Frage des Kriegszieles zu kennen —, und Ew. Erzellenz werden es begreiflich finden, daß es mir schwer fällt, ein solches Vorgehen so zu charakterisieren, wie es verdient ist.“

Düsseldorf

Prof. Dr. Wolf

Ich hatt' einen Kameraden —

Erzählung von A. Schaab

(Fortsetzung)

Mit harten, dröhnenden Schritten zogen die Kolonnen auf einer grauen, schlecht gewalzten Straße des Westens dahin. Die Staubwolken, die sie aufwirbelten, lagen über ihnen wie ein Vorspiel der Rauch- und Gaswolken, die sie vielleicht in kurzer Zeit verdecken und schwächen werden. Es war Spätherbst geworden. Die Felder standen kahl, feucht und moderig. An den abgestorbenen Distelköpfen am Rain hingen mit Tauperlen benetzte Sommerfäden; aber die Sonne kam nicht heraus, daß sie sie bleiche und in ihrem Schmucke funkle. Es war ein trüber, ein müder, ein toter Tag. Und müde waren sie alle, die da nun schon fast zehn Stunden marschierten.

Gustav Reinhold ging neben der Kompanie, die er führte. Dunkle Wolken lagen auf seiner Stirne, eigentlich sollte er ja frisch sein, um die Mannschaften anzufeuern, und er machte sich Vorwürfe, daß es ihm diesmal so gar nicht gelang. Er hatte vorhin zu seinem Flügelmann gesagt: „Heitern Sie nur auf, wie Sie können, daß nicht so viele schlapp werden. Es ist nirgends Gefahr, es darf gesungen werden.“ Da und dort klang es: „Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite: Gloria! Viktoria! Mit Herz und Hand fürs Vaterland! Fürs Vaterland!“ Oh um die Jugend, wie sie das hinsang, mit welcher Zuversichtlichkeit sie dahinglebte. Es war eben noch alles Zukunft, was für sie überhaupt Leben hieß, und ob's nun Tod oder Ruhm und Auszeichnung bedeutete, sie sah beidem mit der gleichen Spannung entgegen, die sie für alles Neue bereit hat. Daß man das nach vierzig Jahren nicht ebenso fertig brachte, selbst bei den besten Vorfahren nicht! Aber da stieg immer wieder die Vergangenheit herauf mit ihren Erfahrungen über die Vergänglichkeit. Oder war das nur bei ihm so? Vielleicht nur, weil sein Leben besonders verlustreich gewesen war? Alle seine Freuden waren ihm verraucht wie ein Sommertag, der nur einmal so ist und sich nicht wiederholen läßt. Heute tauchten ihm alle die Gestalten wieder auf, die ihm Sonne bereitet, ihn einst rasch begrüßt hatten und dann gegangen waren, die früh geschiedenen Eltern, die Braut, die ihm in zwei Tagen an Diphtherie gestorben, und die Freunde, die ihm verweht, verzogen waren in fremde, jetzt feindliche Länder, so daß man ihnen nicht mehr schreiben mochte, weil der große Krieg

das Band zerrissen, das sich ihm jedenfalls nie wieder anknüpfen wird, bis auf den einen, der ihm vor acht Tagen beim Sturm auf Antwerpen fiel.

Auch von Paul Goldner hatte er keine Nachricht mehr. Er war einmal leicht verwundet gewesen und dann zu einer anderen Truppe gekommen, und da auch er seinen Truppenteil wechselte, so hatten sie die Fühlung verloren. Seine Nachrichten kamen ihm als unbestellbar zurück. Paul war wohl auch nicht mehr? Es hätte Gustav Reinhold gar nicht gewundert. Sie waren alle kurzlebig, die mit ihm in Beziehung traten und nun gar in diesen großen Sterbetagen, wo sie zu Tausenden dahingingen. Warum ihn das alles heute so überkam? Eine Ahnung vielleicht, weil auch sein Stündlein geschlagen hatte? — Vornen sangen sie noch immer: „Gloria! Viktoria! Mit Herz und Hand fürs Vaterland!“ Gustav Reinhold biß die Zähne zusammen, daß sie krachten, und fuhr mit der Hand an den Säbelgriff. „Pfui über dich!“ murmelte er, sich selbst verdammend, „erst das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse, erst eine Bresche schlagen für die andern, erst etwas leisten bei dem großen Opferfeste, und dann so viel Kugeln als möglich meinetwegen, was mich trifft, trifft keinen andern.“ Er reckte sich strammer auf, so wie am Tage der Kriegserklärung und: „Mit Herz und Hand!“ brach es überlaut mit metallener, vom Befehlen abgebrauchter Stimme auch aus seiner Kehle hervor.

— — — Am Rande des Straßengrabens saß oder lag da und dort einer, der nicht mehr mit konnte, der zusammengebrochen war. Vielleicht will er sich später wieder anschließen, vielleicht wird er versuchen, sich dann zu seinem Truppenteil vorzuarbeiten. Als Gustav Reinholds Gesang so jäh hervorbrach, wendete einer dieser Erschöpften den Kopf. Die Männer sahen sich an, und ein Ruf des Erkennens brach gleichzeitig aus beider Munde. Gustav Reinhold bückte sich auf den jungen Mann hinab. „Geht's nicht mehr, Paul?“ fragte er ermutigend. „Willst du's nicht versuchen? Siehst du dort, jener blau verdämmerte Wald, das ist das Ziel für heute.“

Doch ja, es ging. Die Freude des Wiedersehens tat das ihre. Noch einmal wurde die Kraft gespornt, um vorwärts zu kommen. Reden konnte man nicht viel, man brauchte den Atem, um sich aufrecht zu halten, denn das ermattete und nun neu angepeitschte Herz hämmerte, als müsse es zerspringen. Und die Straße dehnte und dehnte sich endlos! Endlos! Und vornen sang's noch immer „Gloria! Viktoria!“ Ein mattes Lächeln glitt über das fahle Gesicht des Ermatteten. „Selbst das nützt nicht mehr viel heute,“ sagte er mit einem leichten Spötteln.

„Je nachdem,“ meinte Gustav Reinhold gütig. „Mich hat es soeben mächtig zusammengerissen.“

Endlich war der Wald erreicht. Man lagerte sich unter den Bäumen, als, was man gerade hatte, und da und dort wärmte sich ein Grüppchen an einem halb verdeckten, kleinen Feuer. Gustav Reinhold besorgte seine dienstlichen Angelegenheiten, holte sich die Befehle für die Nacht, gab seinen Mannschaften die Parole aus und was dergleichen mehr war, und dann suchte er den Freund auf an der Stelle, wohin sie sich verabredet hatten. Sie hatten ja nur die wenigen Abendstunden, denn morgen muß jener wieder zu seiner Kompanie

stoßen. Da saßen sie nun. Paul erzählte ein wenig von seinen Erlebnissen, von der Schlacht bei Mühlhausen und von verschiedenen Gefechten an den Gebirgsköpfen der Vogesen, die er mitgemacht hatte. Aber er redete eigentlich gezwungen, nur damit etwas gesagt wird. Später ja, im Frieden mag man vielleicht einmal von dem allem sprechen; aber jetzt, wenn der morgige Tag dasselbe wieder bringen wird oder noch Schwereres, Furchtbareres, läßt man das Gestrige gerne ruhen und vergessen sein. Der andere aber schwieg und wartete bis des jungen Mannes Seele heraustrete, damit er sie grüßen könne.

Da summt aus einer der Gruppen das merkwürdige Marschlied noch wieder zu ihnen herüber: „Gloria! Viktoria! Die Vöglein im Walde, die singen ach so wunderwunderschön: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn.“ Gustav Reinhold wollte ungeduldig werden, wurde man die Töne denn ewig nicht los? Dann bezwang er sich ein wenig und sagte: „Ein unfassbares Durcheinander dieses Lied. Wie das wohl entstanden sein mag?“ Paul Goldner lächelte. „Durcheinander?“ sagte er. Zuerst meinte ich es allerdings auch; aber dann, an einem Tage, da habe ich es an mir erlebt, und seitdem weiß ich, wie es geworden ist. Es war auch ein Wandertag wie heute mit endlosen Kilometern; aber nicht auf der Landstraße, daß man sie wenigstens genau hätte messen können, sondern weg- und sieglos durch den Wald. In den vorhergelaufenen Tagen war Regen gefallen, und der Boden war schlüpfrig, so daß man auf einen Schritt, den man vorwärts machte, einen halben zurückrutschte. Die meisten von uns waren matt und verärgert. Wortlos ging man nebeneinander her. Einige wenige Unermüdlichere hatten eine Zeitlang noch das alte Lied vom Kameraden gesungen. Dann schwiegen sie auch. Ueber uns aber in den Kronen der Bäume zwitscherten die Vögel, so als ob man mitten im Frieden wäre und als ob die Menschen, die da unten fletterten und sich mühten, sie gar nichts angingen. Zuerst achtete wohl keiner auf den Gesang; aber auf einmal kam es über uns. Mit dem Vogelgezwitscher stieg die Erinnerung an den heimatischen Wald in uns auf, und das Heimweh erwachte und rüttelte an der Türe der Seele und wollte heraus und wollte hinein, und da plötzlich sang einer von den ganz Jungen, von den Kriegsfreiwilligen, dem es wohl ebenso erging: „Die Vöglein im Walde, die singen ach so wunderwunderschön.“ Das war der Ausweg, um es hinauszuschreien, was ihm sonst das Herz zersprengen wollte und was er doch nicht zeigen durfte, weil er so jung war und sie ihm so wie so noch nicht die volle Kraft und Ausdauer zutrauten. Andere stimmten ein. Ich aber konnte nicht mitsingen. Ich hätte laut aufheulen mögen. Oh Heimat! Heimat! Und welche war denn nun gemeint? Es gab auch noch die obere, die ewige Heimat. Wenn das Wiedersehen erst dort wäre? Hildes süßes Gesicht tauchte vor mir auf und das warme Leuchten ihrer Augen. Wer weiß, ob sich nicht Tränenschleier über sie senken müssen, bis der schöne Glanz aus ihnen gewichen ist und statt dessen das Leid mit wehem Blick aus ihnen hervorbricht? Vielen andern mochte es ähnlich zumute sein wie mir. Der und jener wischte sich den Schweiß und anderes Naß aus dem Gesichte. Konnte man denn den Vöglein nicht

Schweigen gebieten oder wenigstens den jugendlichen Sängern? Aber die andern, die weiter vorne, die so eben oben angelangt und damit den schönen Höhenweg erreicht hatten, die gaben sich einen Ruck, um die Wehmutsstimmung wieder loszuwerden, und: „Gloria! Viktoria! Mit Herz und Hand fürs Vaterland!“ scholl es zu uns Nachzüglern herunter. Da wußten wir mit einem Schlage wieder, warum wir hier in der Fremde uns mühten, entbehrten und litten? Fürs Vaterland, eben dafür, daß ihnen daheim die hellen Augen und die frohen, freien Stirnen bleiben konnten. Wir rafften unsere Kraft zusammen, und im Nu waren wir oben bei den Kameraden, um mit einzustimmen, denn der Schluß mußte verstärkt gesungen werden, wenn er wirklich deutsch sein sollte. Seitdem konnte ich das sonderbare Lied vom Morgen bis zum Abend hören, ohne daß es mich jemals ermüdete.“

Schweigend hatte Gustav Reinhold seinen Freund zu Ende gehört. Nun rief er: „Du hast recht! Daß mir das nicht gekommen ist! Natürlich, es enthält ja alles, was im Gemüte des Deutschen aufwallen mag, wenn er der Gefahr und dem Tode entgegengehen soll: Hingabe und Freundestreue, weiche, innige Heimatliebe und, das alles umfassend, durchdringend und überstrahlend, der diamantene Wille, seinen Schild und seine Ehre blank zu halten, selbst wenn das Herzblut dafür gefordert wird.“

Es war still geworden um sie her, so still, daß man da und dort das Knistern eines Feuerleins hörte, oder das Schnarchen eines bereits Eingeschlafenen. Sie saßen und träumten über die dunkeln, zusammengekauerten Gestalten hin in die schwarzen Bäume. Jeder wartete, daß der andere rede und wagte nicht, ihn in seinem Dahindämmern zu stören. Endlich sagte Paul Goldner, so als ob er noch über dem vorhin Geredeten weitergesonnen oder als ob ihn eine trübe Ahnung befallen habe: „Aber noch sind wir erst am ersten Verse und nun kommt der zweite: Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir, oder gilt sie dir?“

„Das ist nur eine von drei Möglichkeiten,“ milderte Gustav Reinhold. „Sie kann auch beide treffen oder keinen.“

„Gleichzeitig? —“ Paul Goldner schüttelte den Kopf. „Gewöhnlich muß einer vor dem andern fort. Mir ist wenigstens so zumute.“

„Dann laß es mich sein,“ bat der Professor. „Ich habe zu Hause niemand, der auf mich wartet.“

Wieder trat das zuwartende Schweigen zwischen sie, und den Älteren überkam es wie ein körperlicher Schmerz, daß es ihm heute nicht gelingen wollte, des anderen Inneres froh zu machen. Endlich bat er: „Von deiner Frau hast du mir noch kaum erzählt, und doch sollte man —“ hier unterbrach er sich jäh, welche Ungeheuerlichkeit war er im Begriffe gewesen zu sagen.

Paul Goldner schien sie bereits erraten zu haben, denn er fing an, von seinen äußeren Verhältnissen, von seinen Sorgen um sie, um ihre Zukunft zu reden wie einer, der bereit ist, sein Testament zu machen. Daß sie zart ist, daß sie kaum imstande sein wird, sich durch einen schweren Beruf den Lebensunterhalt selbst zu verdienen, daß sie immer eine Stütze und ein Echo brauchen wird, damit der rege Geist und die überempfindsame Seele nicht eines Tages das schwache Gefäß

zerbreche, in das sie eingeschlossen sind. Nun endlich waren sie mitten in dem, um dessentwillen Gustav Reinhold eigentlich zu dem Ermatteten gekommen war, das wert war, einen Teil der so notwendigen Nachtruhe dafür zu opfern. Je länger Paul erzählte, desto frischer wurde er. Er sprach von ihren Briefen, ihren oft so kindlichen Begriffen, mit denen sie ihn mahnte, sich vor dieser und jener Gefahr in acht zu nehmen. Wenn sie geahnt hätte, wie es da draußen manchmal zugeht. Aber das war ja das Schöne, daß sie es nicht zu ahnen brauchten, daß sie daheim geborgen waren. Wieviel Sonne und Freude hatte sie ihm schon hinausgeschickt! Paul besaß eine ganze Briefftasche voll Spruchzettel, Blättchen und Bildchen, und beim Scheine einer elektrischen Taschenlampe mußte sie der Freund jetzt betrachten und bewundern. „Damit du sie kennen lernst,“ meinte Paul. „Wenn's je nötig wäre.“ So sonderbar dieser Satz klang, Gustav Reinhold fragte nicht warum. Er freute sich, daß ihm des Freundes Vertrauen also entgegensprang. Endlich aber mußte man dennoch daran denken, auseinander zu gehen.

„Nur noch eine Frage jetzt!“ bat Paul Goldner. „Du hast mir damals bei der Trennung gesagt, ich solle meine Seele allzeit in meinen Händen tragen. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich dich je wiedersehe, wollte ich fragen, wie du das für mich meinst?“

Gustav Reinhold lächelte. „Lieber, nimm mir's nicht übel; aber jetzt muß ich sagen, du bist ebenso kindlich wie deine Hilde. Du hast ja die ganze Zeit gar nichts anderes getan als das. Was du mir vorhin von dem Sang der Vöglein und von deinem Heimweh erzähltest und die Bildchen und der ganze frohe, schöne Briefwechsel, in den ich habe hineinschauen dürfen, was sind sie denn anderes als das Bewahren deines Herzens? Und nun hüte es weiter, denn das Leben geht daraus, wie das eigenartige Wort sagt. Oh Paul! Ihr seid's, ihr müßtet heimkommen dürfen und die Zukunft unseres Volkes bilden, wenn man nur an eurer Stelle tausend Tode für euch sterben könnte.“ Er schlang den Arm so fest um den Freund, daß jener fast meinte, er zerbreche ihm die Rippen. Dann wurde es wieder still zwischen ihnen, jene Stelle, in der die Freundschaft und Liebe ihre Bande weben kann zwischen zweien, die sich so nahe gekommen, daß sie ein Herz und eine Seele geworden sind.

Als der Professor endlich aufbrach, da hatte der durch Ueberanstrengung und Heimweh matt und mürrische Gewordene neue Kraft und neuen Mut erlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau

Deutsches Reich

Nach dem Kunze-Kalender für die höheren Schulen von 1915 waren in diesem Jahre in Preußen von 776 anstellungsfähigen Kandidaten des Schulamtes mit der Lehrbefähigung in Deutsch, Geschichte und Erdkunde 417 katholisch, 356 evangelisch, während die katholische Bevölkerung etwa 36 %, die evangelische etwa 62 % der Monarchie ausmacht. Noch viel ungünstiger liegt es, wenn man die Konfession der höheren Schüler berücksichtigt, wie es die katholische Presse bisher tat, da die evangelischen weit überwiegen. Besonders stark ist das Mißverhältnis im ersten Drittel: auf 174 katholische Kandidaten kommen nur 84 evangelische — also noch nicht die Hälfte! Auch im zweiten Drittel überwiegen noch die katholischen Kandidaten mit 132 gegen 125, und erst in den jüngeren Jahrgängen wird die

Zahl der evangelischen Bewerber höher, 114 gegen 111 kath.; sie steht aber auch hier noch nicht annähernd im Verhältnis zu den Bevölkerungszahlen. Es folgt daraus, daß von katholischer Seite die Lehrbefähigung in den ethischen Fächern außerordentlich stark erstrebt wird, während die Protestanten weit zurückbleiben. Die Zahlen lehren ferner, daß der Andrang katholischer Bewerber so groß ist, daß sie bei der Anstellung länger warten müssen; daher das auffallende Mißverhältnis im ersten Drittel.

Johann Sebastian Bach ist nun auch in die Walhalla zu Regensburg aufgenommen. Es ist erfreulich, daß die bayerische Staatsregierung endlich dem größten protestantischen Kirchenmusiker Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er ist ja nicht nur der Schöpfer der Reformationskantate, sondern einer der Größten unseres Volkes überhaupt. So ist nun ein altes Versäumnis gut gemacht. Und daß Bayern sich gerade jetzt dazu entschlossen hat, ist vielleicht nicht ohne Bedeutung. Dürften wir es doch als ein Ungeld einer besseren Zukunft nehmen!

Ueber die angeblichen deutschen Greuel in belgischen Klöstern sind nach einer Meldung der „Kölnischen Volkszeitung“ aus Italien von der Kongregation der Ordensleute in Verbindung mit dem päpstlichen Staatssekretariat eingehende Erkundigungen eingezogen worden. Danach haben die belgischen, in Rom ansässigen Generaloberinnen ebenso wie die durchreisenden belgischen Klosterfrauen übereinstimmend ausgesagt, daß sie nichts von solchen Greuelthaten wissen. Bischof Heylen von Namur, der ebenfalls in Rom verhört wurde, erklärte, die diesbezüglichen Gerüchte entbehren jeder Grundlage; vielleicht sei ohne sein Wissen ein Einzelfall vorgekommen, aber sicherlich nichts Weiteres. Kardinal Mercier, gleichfalls befragt, äußerte sich über drei Fälle, die ihm vom Hörensagen bekannt seien. Die Kongregation beklagte die Verbreitung übertriebener, grundloser Gerüchte und äußerte sich über den Erfolg der Untersuchung durchaus befriedigt.

Helfen wirds ja freilich auch nichts. Der Böswilligkeit gegenüber gibt es kein Mittel.

Des 26. August soll man in Deutschland gedenken. An diesem Tage werden es 75 Jahre, seit Hoffmann von Fallersleben unser „Deutschland, Deutschland über alles“ gedichtet hat. Es war auf dem damals noch englischen Helgoland am 26. August 1841 in Deutschlands trübsten Tagen, als der Breslauer Literaturprofessor August Heinrich Hoffmann, der seiner freisinnigen, politischen Haltung wegen seines Amtes entsetzt worden war, bei einem Gang auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um, innerem Drange folgend dies Nationallied der Deutschen dichtete — einem unsrer alten Seher gleich, der durch das Dunkel der Gegenwart in weiter ferne die Herrlichkeit des neuen Reiches aufleuchten sah. Diese Entstehung des Liedes ist der beste Beweis gegen die gehässige Auslegung, die das feindliche Ausland ihm zu teil werden ließ. — Daß das Lied, dem der Dichter selbst als Melodie die österreichische Kaiserhymne von Haydn zu Grunde legte — es ist sonst noch mehrere Dutzendmale vertont worden — deutsches Gemeingut wurde, hat lange gedauert. Während des Einigungskrieges 1870/71 trat es hinter der „Wacht am Rhein“ zurück, erst die Jahrzehnte nach dem Krieg haben es zum Lied der Deutschen gemacht, und als der Weltkrieg kam, hat es auf dem Schlachtfeld seine höchste Weihe erhalten. Unvergänglich wird es bleiben, als die Freiwilligen bei Langemark mit dem brausenden Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ gegen den Feind anstürmten und ihn warfen.

Oesterreich

Gemeindenachrichten. Man berichtet uns aus Eger über das dortige deutsch-evangelische Schülerheim: Das deutsche evangelische Schülerheim in Eger hat mit dem abgelautenen Schuljahr 1915/16 das sechste Jahr seines Bestandes vollendet. Ein Rückblick auf diese Zeit läßt sich in die Worte eines ehemaligen Zöglings zusammenfassen: „Das Schülerheim ist ein großer Segen.“ Ein Segen für die Eltern, die ihre Kinder in sicherer Obhut wissen, ein Segen für die Schüler, die vor falschen Wegen bewahrt und zu dem geführt werden, in dessen Namen allein ihr Heil und Glück erblüht. Fast alle ehemaligen Zöglinge stehen mit den Hauseltern im brieflichen Verkehr, und führen sie ihre Wege nach Eger, dann besuchen sie das ehemalige Heim und sie wissen viel zu erzählen von dem, was sie erlebt und erfahren haben. Der Krieg geht auch an unserm Heim nicht spurlos vorüber. Eine Anzahl ehemaliger Zöglinge steht im Felde und sie zeichnen sich aus durch Tapferkeit und Treue. Etliche sind in kurzer Zeit zu Offizieren befördert worden, einer erhielt die silberne Tapferkeitsmedaille. Auch die, die noch ihres jugendlichen Alters wegen daheim sind, möchten am liebsten hinausziehen und kämpfen für das Vaterland und die deutsche Heimat. Ein ehemaliger Zögling, der an der evangelischen Schule in Auffig in großer Treue zur größten Zufriedenheit der Gemeinde gewirkt hat, erlitt den Heldentod. Es tut uns so leid um den

lieben Bächner; denn wir haben viel Freude an ihm erlebt. Ein zweiter ehemaliger Zögling erhielt einen Lungenstoß; gottlob ist er so weit hergestellt, daß er über kurz oder lang seine Soldatenpflichten wieder ausüben kann. Die durch den Krieg entstandene große Teuerung aller Lebensmittel erschwert die Erhaltung der Anstalt gar sehr, umsomehr ein Teil der Zöglinge einen nur sehr bescheidenen Teil des Pflegegeldes, das ohnehin gering bemessen ist, bezahlen kann.

Mit Gottes Hilfe wollen wir aber alle Knaben auch durch die böse Kriegszeit durchhalten, damit sie das angefangene Studium vollenden können. Am Schlusse des letztvergangenen Schuljahres waren 21 Zöglinge im Heim. Davon besuchten 2 das Gymnasium, 11 die Realschule, 5 die Lehrerbildungsanstalt und 3 die Bürgerschule. Unter diesen 21 Zöglingen erhielten 12, also über die Hälfte, ein Zeugnis mit Vorzug; auch die übrigen haben getan, was sie konnten und brachten den Eltern gute Zeugnisse mit heim. Die Neuanmeldungen von Zöglingen fürs nächste Schuljahr sind so reichlich, daß wir leider vielen absagen mußten. Der Raum reicht nicht hin, um alle, die sich gemeldet haben, unterzubringen. Gottes Gnade, die bisher sichtlich auf der Anstalt geruht hat, wolle weiter über ihr walten zur Ehre Seines heiligen Namens und zum Heile derer, die in ihr wohnen.

Zu Beginn des Schuljahres 1916/17 wird der Evangelische Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend in Wien ein Schülerinnenheim im 8. Bezirk, Pfeilgasse 5, zunächst für 15 Mädchen im Alter von etwa 10 bis 16 Jahren eröffnen. Schöne lustige Wohn- und Schlafräume, Badeeinrichtung, Turnsaal und Garten stehen den Mädchen zur Verfügung. Eine gewissenhafte Leiterin mit gediegener Bildung übernimmt die Ob- und Erziehung der Zöglinge, die Verpflegung ist den bewährten Händen der Hausmutter des Mädchenheims anvertraut, der Gesundheitszustand der Mädchen wird ärztlich überwacht. Die Lage des Heims ermöglicht den bequemen Besuch aller in Frage kommenden Lehranstalten. Pensionspreis monatlich 90 Kronen. Anmeldungen und Anfragen, sowie sehr willkommene Spenden zu den Gründungskosten an die Leitung des evangelischen Schülerinnenheims Wien 8., Pfeilgasse 5.

Der österreichische Altkatholizismus zählte im Jahre 1915 in seinen sämtlichen Gemeinden: 424 Geburten, 234 Cranungen, 357 Sterbefälle daheim und 93 im Kriege, 437 Beitritte (darunter Dessendorf an erster Stelle mit 71), 145 Austritten (von denen Graz am stärksten mit 33 betroffen wurde), 4123 Schulkinder. Die Gesamtseelenzahl beträgt 27 808, gegen das Jahr 1914 eine Vermehrung um 305 Seelen. Auch hier sind natürlich mehrere Zahlen sehr stark durch den Krieg beeinflusst.

Bücherschau

Sonstiges

Dr. D. Georg Daxer, o. Prof. der Theologie in Preßburg, Das Kreuz Christi. (Bibl. Zeit- und Streitfr. 10. Reihe, 8. Heft.) Berlin-Lichterfelde, Runge 1916. 42 S. 60 Pfg.

Wir begrüßen in diesem Hefte einen Catheismus dafür, daß auch in Ungarn nun wieder eine schaffende deutsch-evangelische Theologie vertreten ist, woran es doch eine Zeitlang recht sehr gefehlt hat. Der Standpunkt des Verfassers ist konservativ. Schr.

Mag Glage, Das Weib schweige in der Gemeinde! Eine zeitgemäße Warnung vor der Frauenrechtsbewegung in unserm deutschen Christenvolk. Gewidmet den deutschen Männern in eiserner Zeit. Hamburg, Agentur des Ranhen Hauses. Cart. 1,20 Mk.

Die gewissensschärfende, hier und da etwas breite Schrift sucht nachzuweisen, daß die Bewegung der Frauen zur Erlangung des kirchlichen Wahlrechts schriftwidrig, geschichtswidrig und naturwidrig sei. Ueberzeugen wird Verfasser die, welche auf anderem Standpunkt stehen, nicht; dazu ist er viel zu einseitig und wird daher auch der gesunden Frauenbewegung lange nicht überall gerecht. Grell.

Erich Wasmann, S. J., Ernst Häckels Kulturarbeit. Freiburg, Herder. 1,20 Mk.

Eine verdienstliche Schrift. Häckels neueste Kriegs-Schmäh-schrift „Ewigkeit, Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre“, durfte nicht unwidersprochen bleiben. Wenn man auch den Fanatiker in wirklich wissenschaftlichen Kreisen kaum noch ernst nimmt, so ist doch sein Einfluß, wie Wasmann aus der Festschrift zu Häckels 80. Geburtstag heraushebt, bei der großen Masse der Halbgebildeten noch erstaunlich groß. Mix

Inhalt: 1914, 1915, 1916. Gedicht von Paul Matzdorf. — Feinde und Gegner. Von Professor D. Niebergall. — Die „mittlere Linie“. Von Professor Dr. Wolf. — Ich hatt' einen Kameraden. Von A. Schaab. (Fortsetzung) — Wochenschau. — Bücherschau.

KALODONT Zahn-Crème und Mundwasser

Die Schulleiterstelle

an der einflussigen evangelischen Volksschule mit Öffentlichkeitsrecht zu

Gaber bei Ausscha in Nordböhmen
ist nach dem Tode des bisherigen Inhabers neu zu besetzen.
Freie Wohnung mit Garten; 2000 K Gehalt.
Auskunft erteilt

Pfarrer Dr. Fritz Giesecke,
Administrator der evangelischen Gemeinde Gaber,
Leitmeritz in Böhmen.

Haus Lhotzky Verlag, Ludwigshafen, Bodensee

Drei Bücher der Lebenskunst

von
H. Lhotzky

Daß ich mich nicht ärgere
Das Evangelium von der Kraft
Des heiligen Lachen

Preis einzeln kart. je M. 2.50; geb. M. 3.50;
zusammen in Kassette M. 6.—

Verzeichnis empfehlens- werter Gaststätten (Hotels, christliche Hospize, Erholungsheime und Pensionen.)

Geordnet im Alphabet der
Städte. In den Lesezimmern
der hier empfohlenen Häuser liegt „Die
Wartburg“ aus.

Deutschland:

Dortmund, Königshof 39, direkt am
Nordausgang des Hauptbahnh. Christl.
Hospiz. 35 Z. 45 B. à 1—3 Mk.
Frankfurt a. M., Wiesenbühltenpl. 25
Hotel Baseler Hof, Christl. Hospiz.
125 Z. 200 B. von 2—5 Mk. Pens. 5.50
bis 9 Mk. Appt. mit Bad
Hannover, Limburgstr. 3, Christl. Hospiz
am Steintor. 22 Z. 33 B. à 1.25 bis 3—
Misdroy, Christl. Hospiz Dünenschloss.
Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. kostenfr.
Münster (Westf.), Sternstr. 8. Christl.
Hospiz. 9 Z. 12 B. à 1—2 Mk.
Bad Nauheim, Benckestr. 6. Eleonoren-
Hospiz. 45 Z. 80—100 B. à 2—5 Mk.
Stuttgart, Hospiz z. Herzog Christoph
Christophstr. 11. 60 Z. 80 B. à 1.50—3 Mk.
Wiesbaden, Evang. Hospiz, Platterstr.
2 u. Emserstr. 5. 65 Z. 80 B. à 1.50—
3 Mk. Prospekt gratis.

Oesterreich:

Bad Gastein: Evang. Hospiz „Helenen-
burg“. 18 Z. 26 B. à 10—28 Kr. wöchl.
Vor- und Nachsaison. 28—52 Kronen
wöchentlich Hochsaison.
Man verlange ausführliche Prospekte,
die von sämtlichen Häusern gratis und
franko zu haben sind.
Vorherige schriftliche Anmeldung ist
allgemein zu empfehlen.

Die Heilstätte Elim

in Herford i. Westfalen nimmt
Alkoholranke in gewissen-
hafte Pflege. Langjährige Er-
fahrung. Beste Heilerfolge.
Mäßige Monatspension.

Deutsch-evangelische Stellenvermittlung.

Gesucht werden: für eine Fabrik in N.-Oesterreich wird ein Schlosser oder Mechaniker (Schnittmacher) gesucht. — Monteur für Stark- und Schwachstrom für eine Stadt in N.-Oe. sofort anzunehmen gesucht. — Unverheirateter Gärtner für Steiermark.

Stellung suchen: Mehrere Buchhalter und Kontoristen mit Ia. Zeugnissen, ebenso Beamte, Maschinenschreiber, Magazineure. — 19 jährig. militärfreier Staatsgewerbeschüler sucht Posten als Maschinenschreiber etc. Deutsch, tschechisch, polnisch und etwas französisch sprechend. — Kontorist mit sämtl. Büroarbeiten bestens vertraut, verh., 37 J., militärfrei, 20 J. Pragis, sucht Stelle als Kontorist, Lohnverrechnungsbeamter dgl. Beste Referenzen. — Gebildetes, junges evgl. Fräulein, musikalisch, kinderlieb, in allen häuslichen Arbeiten erfahren (zuletzt in größeren Landhaushalt tätig), sucht Stelle als Gesellschafterin und Stütze in d. e. Hause.

In einer Stadt N.-O., unfern von Wien, mit Real-Obergymnasium werden in einem evgl. Heim Schüler bei bester Verpflegung u. Aufsicht f. nächstes Schuljahr aufgenommen. Gesunder Aufenthalt u. Gelegenheit zu gediegener musikalischer Ausbildung.

Offene Stellen für deutsch-evangel. Flüchtlinge aus Galizien: Einige Familien, die in landwirtschaftlicher Arbeit bewandert sind, werden auf ein Gut in Nordböhmen aufgenommen. Größere Gastwirtschaft in Nordböhmen ist an tüchtigen Gastwirt zu vergeben. Anzahlung 3000 Kronen. — In Böhmen können 1—2 Familien, der Vater als Pferdeknecht, Frau u. Kinder als landw. Arbeiter unterkommen, freie Wohnung, Holz, Beleuchtung, Garten u. 60 Kr. monatl., Milch u. Kartoffeln.

Auskünfte und Anfragen an die

Bundeskanzlei des deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark in Wien VII/1,
Kenyongasse 15 II/1.

Gedenket in Freud und Leid der

„Lutherspende“

zum Reformations-Jubiläum 1917“

der dauernden Segensstiftung für die bedrängten deutschen evangelischen Schulen und Lehrer in Oesterreich! Wer Gott bei einem Siege ein Dankopfer bringen, das Gedächtnis eines auf dem Felde der Ehre gefallenen lieben Angehörigen ehren, lehtwillig ein hochwichtiges Hilfs- und Rettungswerk unserer Kirche fördern will, unterstütze als fröhlicher Geber die Lutherspende!

Zahlstelle der Lutherspende:

Oberlehrer a. D. Eberhard Fischer in Eger (Böhmen).

Im Verlage von Arwed Strauch in Leipzig erschien:

Univ.-Prof. D. Dr. Georg Voelke,

Deutsch-evangelische Kultur in Oesterreich-Ungarn

gr. 8°. 34 S. Preis 60 h = 90 h , franco. 70 h = 1 K.

Auf knappstem Raum eine überreiche Geistesgeschichte von mehr als drei Jahrhunderten, von überraschender Weite und Tiefe; wirklich in alle Verhältnisse des geistigen Lebens eines Volkes und seiner Betätigungen hineingreifend; herausgeboren aus gründlichem Wissen, und in großer Gestaltungskraft, die aus zahllosen Einzelzügen ein lebensvolles und beziehungsreiches Gesamtbild herzustellen versteht; nur fast zu reich für den nicht ebenso sachkundigen; gewiß auf jeder neuen Seite lebhaftes Interesse neu weckend und doch zugleich den dringenden Wunsch: wenn doch das hier so und oft nur in kürzesten geschichtlichen Hinweisen Gebotene in größerer Ausführlichkeit sich uns darstellte!

Jordan, Wittenberg.

Theolog. Literaturbericht 1916, 4. Heft, S. 91.